Kultur

«War da genügend Applaus?»

Piotr Beczala hat keine Angst vor Vergleichen mit Jahrhunderttenor Luciano Pavarotti und verrät Akustik-Geheimnisse der Mailänder Scala.

Interview: Christian Berzins

«Vincerò» hiess eine Ihrer CDs. Jetzt singen Sie dieses «Vincerò» im Opernhaus Zürich eingebettet in eine ganze Oper. Aber Sie werden trotzdem auf diese eine Arie reduziert. Schlimm?

Piotr Beczala: Für manche Leute ist es wirklich so, dass sie eine gesamte Aufführung aufgrund einer einzigen, keine drei Minuten umfassenden Arie beurteilen. Das würde heissen, ich könnte die ganze «Turandot» grossartig singen, wenn ich aber den Schluss in «Nessun dorma» vermassle, ist's aus. Das gibt es auch bei anderen Opern: Wenn ich bei Verdis «Trovatore» in «Di quella pira» kein C rausschmettere, habe ich die Rolle nicht im Griff. Das ist Blödsinn.

Da ist doch ein gewaltiger Druck vor der Arie!

Nein, nein, das lasse ich nicht zu. Es ist eine Frage der psychischen Einstellung, jeder Tenor muss damit fertig werden. Ich bin seit dreissig Jahren auf der Bühne und kann damit leben. Ich versuche, vom ersten Moment an eine Geschichte zu erzählen: Das «Vincerò» ist darin genauso viel wert wie eine kleine Phrase zu Beginn der Oper.

Seit Pavarotti die Arie beim Konzert mit den «Drei Tenören» 1990 in den Nachthimmel schmetterte, hatte alle Welt ihn im Ohr. Auch Sie werden mit Pavarotti verglichen.

Vielleicht, aber das ist mir ziemlich «wurscht». Ich kenne die Operngeschichte gut, kann 30 Aufnahmen nennen, die mit jener Pavarottis vergleichbar sind: Tenöre, die die Arie anders singen und ebenso bestehen.

Sie singen die Arie auch in Rezitals in kleinen Sälen: Riskieren Sie dort mehr als im grossen Opernrund?

Nein, Interpretation ist Interpretation. Klar, mal singe ich da etwas anders, mal dort, ich will mich doch nicht kopieren. Nun habe ich gerade in Wien «Tosca» zehn Mal gesungen, musste die Arie «Lucevan le stelle» neun Mal wiederholen, und natürlich war es jedes Mal ein wenig anders.

Wie merken Sie, wann das Publikum tatsächlich eine Zugabe will?

Das ist ein schwieriger, ja heikler Moment. War da genügend Applaus? Oder war es erzwungen, da nur drei, vier «Bravo» schrien? Bei meinem «Tosca»-Debüt in Wien habe ich nicht wiederholt, obwohl der Direktor in der Pause bei mir war und sagte: «Du wiederholst doch, nicht?» Wie kann ich das wissen! Und da waren zwar sechs Minuten Applaus, aber ich war zu sehr in der Rolle drin, wollte oder konnte nicht wiederholen.

Im Sommer singen Sie in der Arena in Verona, wo 15 000 Menschen laute, hohe Töne – und Zugaben! – hören wollen. Und Sie singen auch dort Ihre Interpretation?

Sicher! Was kann dabei schiefgehen? Ich habe dort nie gesungen, aber angeblich geht es, ich bin nicht der Erste. Ich muss der Arena vertrauen. Es wäre fatal, wenn ich mich von einer zur anderen Akustik umstellen würde. Auch in der viel gescholtenen Elbphilharmonie habe ich ohne Probleme gesungen. Aber klar: Es gibt gewisse Tücken, die man kennen muss. Manchmal gilt es, mit dem Kopf den richtigen Winkel zu finden, quasi nach oben zu singen.



Stimmt es, dass in der Mailänder Scala der legendäre Callas-Point ideal ist: dieser Platz nach etwa einem Drittel der Bühne von links? Ja, das ist so. Auf diesen zwei Quadratmetern ist es so, als ob man für den Sänger ein Mikrofon eingeschaltet hätte. Es ist unglaublich. Ich bin dem Regisseur jener «Traviata» im Jahr 2013

bis heute böse, dass er ausgerechnet

dorthin einen Tisch stellen liess (lacht).

Sprechen wir von den Regisseuren! Sebastian Baumgarten ist bekannt, dass er Opern kontrovers darstellt - wie etwa seinen Zürcher «Don Giovanni» oder den Bayreuther «Tannhäuser» in der Biogasanlage. Mich hat es sehr verwundert, dass Sie für seine Zürcher «Turandot» zugesagt haben.

Piotr Beczala in Zürich

Der Tenor wurde 1966 in Polen geboren, nach dem Studium in Kattowitz erhielt er Engagements in Linz (1992–1997) und Zürich (ab 1997) – gleichzeitig startete seine internationale Karriere. Heute buhlen die ersten Häuser um ihn. 2018 debütierte er als Lohengrin in Bayreuth, im Juni in Zürich als Calaf in Puccinis «Turandot». (bez)

Opernhaus Zürich: Turandot, ab 18.6.

Sebastian hat mir vor drei Jahren versichert, dass das, was wir hier machen, mit dem Stück «Turandot» zu tun haben wird. Für mich war diese Aussage ausreichend, um den Vertrag zu unterschreiben. Ich habe in meinen 31 Jahren kaum Probleme mit Regisseuren gehabt. Und wenn, dann konnte ich sie ausdiskutieren. Auch in Zürich im «Ballo in maschera» mit David Pountney.

Aber das war doch alles ...

...ja, heute ist das klassisch, aber damals gab es viel zu diskutieren. Bald singe ich «Lohengrin» in Paris in der Regie von Kirill Serebrennikov.

Das wird bestimmt eine Herausforderung: Sie sind mutig geworden! Mut und Neugierde gehören dazu. Sonst könnte ich nur in alten klassischen Inszenierungen mitwirken. Vor vielen Jahren hat man mich kritisiert, dass ich gegen moderne Regien sei: Stimmt nicht, bin ich nicht. Aber das, was gemacht wird, muss mit dem Stück

Wie lange dauert Ihre Probezeit in Zürich?

Fünf Wochen für mich.

zu tun haben.

Einst sagten Sie mir: Wenn die Probezeit mehr als fünf Wochen dauere, sei ein Opernhaus schlecht organisiert oder das Konzept zu weit vom Original entfernt, so dass man besser gar nicht zusagt. Ja, das glaube ich jetzt noch: Man macht dann zu viel.

Wir redeten auch über «Otello». Sie sagten: «Okay, lassen wir das Schiff weg, aber schwarz schminken muss man ihn.» Welche Musts gibt es für Sie bei «Turandot»?

Wir entwickeln uns alle weiter. Ich sehe das Thema «Otello» heute durchaus nu-ancierter. Aber zu «Turandot»: Gestern, nach einem langen Probetag, fand ich es sehr schlüssig, was der Regisseur gemacht hat. Ich sehe da keine Probleme.

«Regisseur Sebastian Baumgarten stellt sich der Herausforderung, den chinesischen Exotismus und den Ausstattungspomp, der der Oper anhaftet, in eine zeitgemässe Form zu überführen», heisst es in der Ankündigung. Klingt intelligent.

Gut, aber alle machen immer auf Kammerspiel: «Aida»: ohne Pomp, Kammermusik! «Turandot»: ohne Pomp, Kammerspiel! Darf Oper nicht mehr pompös sein?

Doch, sicher, die Musik von Puccini ist ja auch pompös. Und keine Angst: Wir werden szenisch mit ziemlich grosser Kelle anrichten. Die Balance zwischen dem Pompösen und dem Kammerspiel wird aber auch da sein. Kommen wir auf die «Musts»: Man muss gut auf die Themen des Werks achten, sonst geht es nicht auf. Es hat noch keiner Insze-

nierung gut getan, komplett am Thema vorbeizugehen oder auf den historischen Kontext zu verzichten, obwohl man das mittlerweile gerne macht.

«Chinesischer Exotismus ins Heute überführen»: Geht das?

Nach ein, zwei Tagen Proben kann ich wenig sagen, aber es soll ein Märchen sein. Positiv formuliert, geht es ja darum, das Fremde faszinierend zu finden. Im modernen China gibt es haufenweise Faszinierendes: Potenzmittel aus Tigerzähnen und die bis heute produzierten Drachen als Glücksbringer

«Es ist mir wurscht, mit Pavarotti verglichen zu werden.»

etwa. Und wichtig: Es gibt in China Dinge, die man nicht sagen darf: Zensur! Ich, der Calaf, werde ein Rebell sein. Das ist interessant.

Sie glauben an die Produktion.

Ich habe keine andere Wahl: Wenn ich nicht an diese Produktion glaube, dann muss ich sie sofort verlassen. Und selbst was mein Kostüm angeht, hoffe ich, dass es im Endeffekt eine gewisse Wirkung haben wird.

Darfich es sehen?

Calaf soll ein Superheld sein à la Batman: comicmässig heldenhaft (*lächelt*).

Sie nehmen solcherlei mittlerweile gelassen, schauen auf 30 erfolgreiche Karrierejahre zurück, die nächsten 10 Jahre können Sie aussuchen, was und wo Sie singen wollen. Machen Sie sich keine Sorgen um die Oper in 20 Jahren? Nein, obwohl wir heute Morgen im Sängerkreis gefragt haben: «Was ist in Italien passiert? Wo sind heute die Massstäbe setzenden Sänger, wie wir sie bis in die 1990er-Jahre hatten?» Aber ich glaube, es gibt bessere und schlechtere Zeiten für die Oper. Der Bariton Bernd Weikl sagte mir vor 30 Jahren: «Ich würde heute nicht mehr Sänger werden, alles geht zu Ende.» Ich wurde es

Ein Musikmanager sagte vor kurzem in dieser Zeitung, es geht nicht mehr, wenn wir nicht die Ticketpreise und die Gagen halbieren.

dennoch und habe viel erreicht.

Das ist falsch. Der ganze Kulturetat in einem Land kostet so viel wie zwei Kilometer Autobahn. Und die Autobahn muss nach drei Jahren repariert werden. Da bin ich hart: Kultur braucht Geld. Wir Opernsänger werden nicht Millionäre, auch wenn es mir persönlich gut geht – das gebe ich zu. Aber ich bezweifle, ob Sänger, die jetzt anfangen, sich bald eine Eigentumswohnung leisten können. Manche Kulturmanager hingegen vielleicht schon.

Martin Muehle in Andermatt

Die Konzertreihe «Andermatt Music» wird seit 2022 von der Dirigentin Lena Lisa Wüstendorfer geleitet, 20 Konzerte stehen pro Jahr an. Piotr Beczala hat seinen Auftritt am Galakonzert vom 27. Mai abgesagt. Es singt für ihn Martin Muehle in der Konzerthalle Andermatt.